

Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie
Band: 8 (1894)

Artikel: Die Grundprincipien des Hl. Thomas und der moderne Socialismus
Autor: Schneider, C.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-761917>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GRUNDPRINCIPIEN DES HL. THOMAS UND DER MODERNE SOCIALISMUS.

Von Dr. C. M. SCHNEIDER.

I.

Glaubensartikel der modernen Wissenschaft.

Derjenige würdigt den Socialismus schlecht, welcher ihn als eine vereinzelte Erscheinung in der modernen Zeitrichtung betrachtet. Er ist nichts anderes als der im Volksleben hervortretende Ausdruck der Entfremdung des menschlichen Geistes vom Christentum. Der Mensch kann wohl eine Konsequenz aus seinen wissenschaftlichen Ideen für seine Person von sich weisen, weil sie ihm unbequem ist. Damit bewirkt er aber noch nicht, daß solche Konsequenz nicht besteht und daß sie nicht praktisch sich geltend macht. Die Ideen sind wie das Sonnenlicht. Man kann die Thüren und Fensterläden schließen, es stiehlt sich durch alle Ritzen in das Innere des Hauses. „Christentum oder Wissenschaft? Wer denkt schärfer?“ So betitelte sich eine Broschüre, die uns vor wenigen Jahren zugesandt wurde. Die Antwort auf die gestellte Frage gibt tatsächlich die Zersetzung der menschlichen Gesellschaft, wie sie im Socialismus zum System wird. Das Christentum ist dem Verfasser eine für Kinder, Weiber, Greise und höchstens noch für Künstler interessante Traumwelt, ein subjektives Empfinden, wo man so schön von einem Vater im Himmel spricht. Aller Ernst, alle Würde, alle sachliche Wahrheit wohnt der Wissenschaft inne. Und warum? Hören wir den Grund.

„Eine stolze und großartige Leistung des menschlichen Geistes ist diese Wissenschaft, namentlich um der rücksichtslosen Schärfe und Nüchternheit willen, mit welcher sie um Aufdeckung der Wahrheit sich müht. Da ist keine Spur mehr zu finden von jenen hemmenden Vorurteilen, durch welche in

früheren Jahrhunderten die freie Forschung gelähmt war. Man ist nüchtern geworden und strebt mit unerbittlicher Festigkeit nach klarer Einsicht in die Natur der Dinge. Welche Zähigkeit entwickelt der heutige Gelehrte, wenn es gilt, den verwickelten Erscheinungen des Seienden nachzuspüren bis in die verschwindend kleinen Teile. Die früher unenträtselten Wirkungen müssen der alles durchspähenden Untersuchung die geheimen Kammern ihres Ursprunges eröffnen. Keine Rücksicht darf sich dem Gange der Forschung hindernd in den Weg stellen. Man denkt nicht mehr daran, sich zu beugen vor einer Bannstrahlen schleudernden Kirche. Alle Schlagbäume höherer Autorität, an denen früher gemeinlich Halt gemacht wurde, sind, wenigstens im Gebiete der Forschung, niedergelegt. Staunenswert ist wirklich die Freiheit, mit welcher diese menschliche Wissenschaft ihren Weg verfolgt. Mit einer bewundernswerten Kühnheit wird selbst dem Weltenherrscher an seine Krone gegriffen, wo die wissenschaftliche Wahrheit solches verlangt und mit derselben Sicherheit werden die Gebilde des Abgrundes, vor denen die früheren Geschlechter bangten, in ihr verdientes Nichts zurückgewiesen. Ist's nicht ein Erfolg, auf den die Menschheit in Wahrheit stolz sein kann, wenn jene Bilder der Phantasie, welche frühere Jahrhunderte aus dem eitlen Fürchten und Hoffen des Menschenherzens zusammengezimmert haben, mehr und mehr dem Untergange verfallen?

„Freilich ist auch eine nicht geringe Kraftanstrengung des Geistes erforderlich, wenn man zu solch hoher Freiheit sich aufschwingen will. Ein unerschütterlicher Wahrheitsmut muss entwickelt werden. Die Augen, welche früher durch allerlei unbewiesene Voraussetzungen und Vorurteile geblendet waren, müssen offen und frei in die Welt hineinschauen, um die wahre Natur der Dinge zu erkennen. Das Denken und Fühlen des Menschen muss gereinigt und geklärt werden von jenen Schlacken. Erst dann wird es möglich sein, die nackten Thatsachen in der rein sachlichen Weise zu erfassen, welche das ausgesprochene Ideal der modernen Wissenschaft ist. Das Verfahren selbst ist klar und einfach. Die früheren Meinungen müssen auf der Stelle das

Feld räumen, wenn erst die Thatsachen mit ihrer gewaltigen Stimme zu Wort kommen. Allerdings will das Gemüt manchmal zurückbleiben hinter dem Verstande und dem raschen Fluge des nur nach voller Erkenntnis strebenden und durch keine selbstischen Wünsche aufzuhaltenden Denkens. Aber die Wissenschaft stellt an ihre Jünger die Forderung, daß sie stark werden sollen gegenüber den Anwandlungen eines schwächlichen Gemüts; auch schöne, das Menschenherz beschmeichelnde Gedanken müssen ohne Bedenken drangegeben werden, wenn die strenge Wahrhaftigkeit der Wissenschaft dies verlangt. Wir Deutsche können uns rühmen, daß unser Stamm in hervorragendem Maße die Geistesstärke bewiesen hat, alte Vorurteile über Bord zu werfen und mit dem Mute und Ernst der Wahrheit die Wege zu gehen, welche von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung vorgeschrieben werden. Gerade die deutsche Philosophie und Specialwissenschaft hat in der Beseitigung aller hergebrachten Autorität sowie aller eigensüchtigen Wünsche und Träume, und in rücksichtsloser Festhaltung des geraden Weges der Forschung eine staunenswerte Beharrlichkeit bewiesen.“

Wenn man nicht wüßte, daß Kaufleute, die bereits bankerott sind, den größten Aufwand machen, um die öffentliche Erklärung ihres Sturzes hinzuhalten, so würde man versucht sein, nach solchen Auseinandersetzungen die Vertreter der modernen Wissenschaft wie höhere Wesen anzustauen, im Vergleich zu denen die Apostel unglückliche Schwächlinge waren; und die Martyrer des Christentums hätten gar keinen Wahrheitsmut gehabt, wenn der Grad jenes „Mutes“ erwogen wird, mit dem diese Gelehrten des modernen Wissens, beschützt und ermutigt durch die staatliche Gewalt, „kühn“ die Dogmen der christlichen Kirche als „Vorurteile“, „Hemmnisse des Denkens“, „unbewiesene Voraussetzungen“, „Anwandlungen eines schwächlichen Gemüts“ an den Pranger stellen und sich „den Bannstrahlen der Kirche“ aussetzen. Glücklicherweise dauert für denjenigen, der, wenn auch nur ein wenig, den Schleier gehoben hat, die Illusion nicht lange; er erkennt diese Lobpreisung der modernen Wissenschaft bald als das, was sie ist: als den äußersten Glanz, mit dem sich der Banke-

rotteur umgibt, um die Leute noch so lange wie möglich zu täuschen.

Die moderne Wissenschaft will von Glaubensartikeln nichts wissen, welche die Principien des Wissens seien; und wer hat, nach eigenstem Geständnis, mehr Glaubensartikel in die Welt gesetzt, wie die moderne Wissenschaft? Glaubensartikel? Gewiß, für die moderne Wissenschaft wirkliche Glaubensartikel, an die niemand röhren darf und die niemand, weit entfernt beweisen zu können, nicht einmal dem Verständnisse zugänglich machen kann. Der Unterschied zwischen diesen und den christlichen Glaubensartikeln besteht einzig darin, daß letztere in der höchsten Vernunft ihren maßgebenden Grund haben, während die der modernen Wissenschaft einzig der Einbildungskraft entspringen und somit auch nur eine imaginäre Geltung besitzen, nicht aber wirkliche Früchte für die Erkenntnis zeitigen. Wir zählen als Beispiele einige solcher Glaubensartikel auf und zwar nach den anerkanntesten Vertretern der modernen Wissenschaft.

1. Die Schwerkraft oder Anziehung und Abstoflung.

„Ein Aberglaube in der Naturwissenschaft“, so ist der Titel eines Artikels in der „Altpreußischen Zeitung“ (Nr. 37, 1880): „Nicht ein in den Köpfen des Volkes spukender Köhlerglaube ist es“, so heißt es da, „der hier beleuchtet werden soll, sondern ein Aberglaube, der in der Naturwissenschaft selber in optima forma als ein Princip gilt, aus welchem dieselbe allen Ernstes eine Reihe der wichtigsten physikalischen Erscheinungen ableitet. Die Naturwissenschaft, die entschiedenste Feindin alles Aberglaubens, selbst davon befangen! Das klingt paradox. Dieser heute noch in der Physik in voller Herrschaft stehende Aberglaube ist die Annahme, daß die Körper in sich die Kraft besitzen sollen, einander anzuziehen, selbst wenn sie durch weite Räume von einander getrennt sind. Der Zusammenhalt des Weltsystems, der Fall der Körper und ihr Gewicht, die Adhäsion und Kohäsion, die chemischen Verbindungen, die Wirkungen des Magnetismus und teilweise auch die der Elektricität — alles das soll auf Anziehung resp. Abstoflung beruhen; daß es

nicht sofort jedem in die Augen springt, wie horribel und dem Verstande völlig unbegreiflich die Vorstellung von einer den Körpern innewohnenden Anziehungskraft ist, erklärt sich wohl daraus, dass wir dieselbe sozusagen mit der Muttermilch eingesogen haben Wenn wir unsren Kaffee schlürfen, so haben, dessen bin ich überzeugt, 99 Procent unter uns und ich darunter die Vorstellung, dass sie in den Mund aus der Tasse den Kaffee hineingießen, also eine Anziehung auf den Kaffee ausüben; und wir müssen uns Gewalt anthun, unsere Vorstellung dahin zu berichtigen, dass wir eigentlich auf den Kaffee direkt gar keine Wirkung ausüben, sondern nur durch luftdichtes Anschliessen der Lippen an die Tasse und Kaffeeoberfläche und durch Erweiterung des Brustkastens einen luftverdünnten Raum in uns erzeugen. Das Eintreten des Kaffees besorgt alsdann der Atmosphärendruck und sind wir ihm bisher den Dank dafür schuldig geblieben.“

Dazu bemerkt C. Müller in der Zeitschrift „Natur“, die wohl dem Verdachte gläubig-dogmatischer Richtung entrückt ist: „Wir machen kein Hehl daraus, dass uns die Attraktion längst eines jener Gespenster ist, die nur langsam aus der Welt weichen, weil es so schwer ist, ein Positivum an die Stelle zu setzen.“ Und (1880, Nr. 26): „Die Attraktion hat Jahrhunderte hindurch wie ein Dogma bestanden, mit dem die Welt stand und fiel . . . Wir sind indessen vollkommen überzeugt, dass die Attraktion ein ‚non — sens‘ ist, ein Phantom, welches für die Gläubigen bisher etwa die Bedeutung der Ptolomäischen Weltordnung besaß, nach der sich bis Copernicus die Sonne um die Erde drehte. Es gewährt uns deshalb eine nicht geringe Genugthuung, dass ein so skeptischer Naturforscher, wie Prof. Emil du Bois-Reymond in Berlin, auch zu denen gehört, welchen durch den leeren Raum in die Ferne wirkende Kräfte an sich unbegreiflich, ja widersinnig erscheinen, wie sie erst seit Newtons Zeit durch Missverständen seiner Lehre und gegen seine ausdrückliche Warnung den Naturforschern eine geläufige Vorstellung geworden sind.“

Da hat der Leser ein richtiges Dogma der modernen

Naturwissenschaft. Setzen andere den Massendruck an die Stelle dieses „Gespenstes der Schwerkraft“, so wird nur das Dogma gewechselt; bewiesen wird, trotz „des offenen Blickes“ der modernen Gelehrten, keines von beiden. Beides ist eine „leere Voraussetzung“, eine Stütze der Denkträchtigkeit. Newton hatte gesagt, wenn eine solche Anziehungskraft existierte, so würde sie die objektive Grundlage für sein grosses, umfassendes Gesetz ausmachen. Die Vertreter der modernen Wissenschaft aber machen aus dem „wenn“, in voller Gläubigkeit, eine unbestreitbare Tatsache und stellen sie, trotz der „absoluten Voraussetzungslosigkeit der modernen Wissenschaft“, an die Spitze ihres Forschens. Hören wir noch einen andern unbestrittenen Vertreter der modernen wissenschaftlichen Richtung. Es ist Karl Vogt. („Natur“, Jahrgang 1888, Nr. 46 ff.)

2. Weitere Glaubensartikel der modernen Naturwissenschaft. a) Die Palingenie.

„Wie es in christlichen Landen“, schreibt Vogt, „eine Katechismus-Moral gibt, die jeder im Munde führt, niemand aber zu befolgen sich verpflichtet hält oder von andern befolgt zu sehen erwartet, so hat auch die Zoologie ihre Dogmen, die man ebenso in der Theorie bekennt wie in der Praxis verleugnet. Es geht ihnen, wie allen Glaubenssätzen und Mythen. Sie entstehen aus einem unscheinbaren Anfange, wachsen und gedeihen fröhlich während kürzerer oder längerer Zeit, wandeln sich je nach Bedürfnis um, so dass man sie in dem veränderten Gewände kaum wiedererkennt, beherrschen sogar die Wissenschaft während einer gewissen Periode, haben aber schliesslich das Schicksal, dass jedermann sie im Munde führt, ohne sie zu befolgen oder zu erwarten, dass sie von andern befolgt werden. Es ist schwer, solchen Dogmen (nämlich der modernen Wissenschaft) zu Leibe zu gehen; um so schwieriger, wenn sie einen schönen, griechischen Namen haben, auf welchen man den Goetheschen Spruch anwenden kann, dass ein Wort sich zur rechten Zeit einstellt, wenn der Begriff fehlt Nehmen wir z. B. das Dogma der Palingenie. A. Lang sagt: „Wir müssen also bestrebt sein, in der Ontogenie auseinanderzuhalten

die ursprünglichen ererbten von den im Lauf der Zeiten veränderten Vorgängen und Erscheinungen. Die ersten fasst Haeckel zusammen zu den Erscheinungen der Palingenie, die letzteren zu denen der Cönogenie.⁴ Es sieht manches recht logisch aus, was doch unlogisch. Rütimeier hat die palingenetischen Erscheinungen das Erbteil von den Vorfahren, die cönogenetischen das erworbene Vermögen genannt. Das ist sehr schön; aber es fällt einem sogleich der Spruch von Goethe ein:

Von wem hat's denn der Großvater bekommen?
Er hat's genommen.

„Wo beginnt denn die Ursprünglichkeit und wo hat sie ein Ende? Man kann uns antworten mit Haeckel und dessen Schule: Wenn es überhaupt etwas Ursprüngliches im Organismus gibt (was immerhin noch nicht ganz festgestellt ist), so kann es nur das Protoplasma, der ungeformte Urstoff sein. Jede Veränderung des formlosen Protoplasma, mag sie so gering sein wie sie wolle, ist bereits das Resultat einer Anpassung an die Existenz-Bedingungen einer im Laufe der Zeiten gewonnenen Umbildung. Also auch nicht das allgemein angenommene und wirklich existierende Form-Element, die Zelle, kann etwas Ursprüngliches sein; denn wir wissen ja, dass sich dieselbe aufbaut auf weniger differenzialen Materialien. Was bleibt uns also im gegebenen Falle von ursprünglich vererbten, von palingenetischen Elementen? Nichts als die noch im Leibe des Menschen umherbummelnden Leucocyten, die, nach Metschnikoff, schliesslich nur dazu bestimmt sind, als Phagocyten aufzutreten, d. h. alles Unbrauchbare und Fremde, abgestorbene Form-Elemente und Mikroben, aufzufressen und zu assimilieren. Diese Elemente also wären die einzigen, ursprünglich vererbten, die einzig palingenetischen; alles übrige, alles, was Form hat, jeder Vorgang, welcher durch Form-Gestaltungen bedingt wird, wäre cönogenetisch, d. h. im Laufe der Zeit geändert. Palingenetisch also ist, nach Langs eigener Definition, nur das Protoplasma; cönogenetisch alles übrige, selbst das Ei, mit dem doch die Ontogenie erst beginnt.

„Man sieht, das unglückliche Wort ‚ursprünglich‘ führt in eine logische Sackgasse, aus der nicht herauszukommen ist. Es streicht die Häckelsche Palingenie vollständig aus. Aber vielleicht dient dieses Wort nur zum logischen Schmucke. Versuchen wir einmal, es wegzulassen. Also: Palingenetisch sind die ererbten, cönogenetisch die erworbenen Vorgänge und Charaktere. Wir kommen damit vom Regen in die Traufe. Wodurch unterscheidet sich, innerhalb der Art, das Individuum von seinem Erzeuger? Doch wohl nur durch allerlei, höchst geringfügige Eigentümlichkeiten, die bei der Abstraktion, welche wir Art nennen, gar nicht in das Gewicht fallen, aber durch Häufung und Ausbildung im Laufe der Generationen zu einem definierbaren Charakter entwickelt werden können. Bis auf diese höchst geringfügigen Erwerbungen ist also das ganze Individuum nur aus ererbten Eigentümlichkeiten zusammengesetzt, die Erwerbungen bilden eine verschwindende Gröfse.“

„Genau so aber, wie mit dem Individuum, verhält es sich mit der Art und somit auch mit allen Kollektivbegriffen der Systematik, die ja von den Veränderungen der Arten abgeleitet sind. Nehmen wir ein konkretes Beispiel. Das jetzige Pferd stammt von den diluvialen Pferden ab. Die Unterschiede sind verschwindend klein und so beschaffen, daß sie von der Ontogenie, wie sie gewöhnlich verstanden wird, gar nicht ins Auge gefaßt werden können. Aber sie sind der einzige Erwerbteil unsrer heutigen Pferde. Alles übrige ist von den unmittelbaren Ahnen ererbt. Auch diese unabweisbare Reihe von Schlussfolgerungen führt zur Absurdität. Die Palingenie ist nun alles und die Cönogenie gegenstandslos Die Entscheidung also, welche Vorgänge ererbt und welche erworben sind, liegt nicht in den (objektiv gegebenen) Begriffen, sondern in den Grenzen, die ich meiner Untersuchung stecke; sie ist subjektiv.“

Karl Vogt geißelt noch kostbarer die festesten (!) Grundlagen der modernen Wissenschaft: „Man streitet jetzt zum Teil mit sehr scharfen Waffen, jedenfalls aber mit kenntnisreichster Ausbeutung eines sich täglich mehrenden Materials über die Frage herum, wie der Aufbau des Schädels der Wirbeltiere zu

verstehen sei. Die von Oken und Goethe einst begründete Anschauung, daß der ganze Schädel aus mehr oder minder veränderten Wirbeln gebildet sei, ist vollständig in die Brüche gegangen und hat keinen Verteidiger mehr. Was aber an die Stelle gesetzt werden soll, ob Metameren d. h. Ursegmente und welcher Art, oder Somiten, was etwa auf dasselbe herausläuft, oder eigentümliche Bildungen oder veränderte Kiemen-Bogen und Kiemen-Spalten; darüber ist man noch weit entfernt, sich verständigt zu haben. Ich kann hier nicht auf diese Streitigkeiten und die ihnen zu Grunde liegenden Untersuchungen eingehen; ich erwähne sie nur, um dem Leser einen Satz vorzuführen, den ich in einer unlängst erschienenen Abhandlung von C. Gegenbaur (Morphol. Jahrb., 13. Bd., 1. Heft, S. 111) finde: „Auch die Frage, ob in den dem Kopfe zu Grunde liegenden Metameren knorpelige Wirbel sich anlegten oder ob die 1. Anlage des Skelettes erst später erfolgt, kann durch die gegenwärtige Kenntnis der Kranioten nicht gelöst werden, da deren Kopf schon in seinem 1. Zustande viele cönogenetische Momente birgt.“ Die unterstrichenen Worte hat Gegenbaur selbst hervorgehoben. Was ist aber der ganze Satz anders als eine Umschreibung der alten Phrase: Nichts Gewisses weiß man nicht? Erkläre ich nicht meine Unwissenheit, wenn ich sage, jeder Schädel ist von Anfang an gefälscht? Um das sagen zu können, müßte man doch den ungefälschten Schädel zeigen können. Wo aber existiert dieser? Nur in der Phantasie.“ Vogt zeigt dies noch an andern Beispielen, daß die Fundamente der modernen Naturwissenschaft, auch in deren einzelsten Zweigen, Glaubensartikel, Dogmen sind, d. h., nach der Sprache der modernen Wissenschaft, „leere Voraussetzungen“. Wir nehmen noch einen sehr interessanten Fall heraus.

b) Das Dogma des biogenetischen Grundgesetzes.

„Die Entwicklungsgeschichte der Organismen zerfällt in die zwei nächst-verbundenen und verwandten Zweige: die Ontogenie oder die Entwicklungsgeschichte der organischen Individuen und die Phylogenie oder die Entwicklungsgeschichte der organischen Stämme. Die Ontogenie ist die

kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenie, bedingt durch die physiologischen Funktionen der Veredelung (Fortpflanzung) und der Anpassung (Ernährung). Das organische Individuum wiederholt während des raschen und kurzen Laufes seiner individuellen die wichtigsten von denjenigen Form-Veränderungen, welche seine Voreltern während des langen und langsamen Laufes ihrer paläontologischen Entwicklung nach den Gesetzen der Vererbung und Anpassung durchlaufen haben. (Haeckel, Anthropogenie, Motto.) Dies ist das Grundgesetz der organischen Entwicklung, das höchst bedeutungsvolle biogenetische Grundgesetz; der rote Faden, an dem wir alle einzelnen Erscheinungen dieses wunderbaren Gebietes aufreihen können, der Ariadnefaden, mit dessen Hilfe wir allein imstande sind, den Weg des Verständnisses durch dieses verwickelte Formen-Labyrinth zu finden. (Haeckel, S. 9.) Dieses das Dogma, welches in derselben Weise wie die bereits erwähnte Katechismusmoral immer und immer wieder, wenn auch zuweilen mit etwas abweichender Formulierung, als unerschütterlicher Glaubenssatz hingestellt wird; freilich oft nur, um als Zielscheibe für die Geschosse zu dienen, mit denen man unbewußter Weise das Bollwerk durchlöchert.

„Sehen wir uns zuvörderst nach den thatsächlichen Grundlagen um, auf welchen der theoretische Glaubenssatz aufgebaut ist. Die Vorfahrenkette jedes höheren Organismus, sagt man uns, stellt immer ein zusammenhängendes Ganze, eine ununterbrochene Gestaltenkette dar. Ja; wenn wir dieselbe aus mehr oder minder in die Augen fallenden Wahrscheinlichkeiten konstruieren. Nein; wenn wir die Thatsachen, auf welche diese Wahrscheinlichkeiten sich stützen, zu ordnen und miteinander in Verbindung zu bringen suchen. Es ist gewiss richtig, daß wir niemals den thatsächlichen Beweis für die Abstammung der einen Art aus der andern, die früher gelebt hat, erbringen können, so wenig als wir den Beweis zu liefern vermögen, daß ein Hase, den wir auf der Jagd schießen, von einem älteren Hasen abstammen muß. Es sind immer nur Wahrscheinlichkeiten, mit denen wir in dem einen oder im andern Falle

zu thun haben. Aber diese Wahrscheinlichkeiten werden für uns zur Gewissheit, sobald die beobachteten Thatsachen absolut keine andere Deutung zulassen. Jedermann findet in dem Schlusse, daß ein geschossener Hase von einer Mutter, einer älteren Häsin, gesetzt und von einem Rammler gezeugt worden sein muß, eine absolute Gewissheit; und es dürfte wohl wenige Naturforscher geben, welche die Abstammung der heutigen Pferde von den diluvialen leugnen möchten. Die Descendenz also der jetzt lebenden Organismen in ununterbrochener Reihe von solchen, die früher gelebt haben, ist ein logisches Postulat für jeden, der nicht besondere schöpferische Eingriffe in der tellurischen Geschichte der Organismen statuiert, mit welchen man ja überhaupt nicht rechnen kann.

„Aber ist denn damit gesagt, daß diese ununterbrochene Gestaltenkette sich uns als zusammenhängendes Ganze tatsächlich darstellt? Wir könnten vielleicht in solch zuversichtlicher Weise sprechen, wenn wir eine grosse Summe von Thatsachen zur Hand hätten, welche uns erlauben würden zu sagen: da uns die ununterbrochene Gestaltenkette von einer Unzahl von Arten und Formen aus verschiedenen Klassen bekannt sind, so dürfen wir der Analogie nach schließen, daß es bei den andern, noch unbekannten, sich ebenso verhalten möge. Nun ist aber das gerade Gegenteil der Fall. Lang betont in seiner oben erwähnten Antrittsrede (S. 8), daß „uns von keiner Seite die ganze Philogenie bekannt sei“: und wir können sogar noch weiter gehen und sagen, daß uns nur außerordentlich lückenhafte Berichte vorliegen, daß, wie Lang hervorhebt, „diese kärglichen Überbleibsel alle aus den Schlussbänden des Berichtes stammen“, daß „der weitaus grösste Teil des Riesenwerkes gänzlich zerstört ist“. Wie reimt sich das mit der „ununterbrochenen Gestaltenreihe“, die uns vorgeführt wird? Lang fügt freilich den Trost hinzu: „Glücklicherweise dürfen wir annehmen, daß das wohl-erhaltene Schlusskapitel eine kurze Inhaltsangabe enthält.“

„Dieses Schlusskapitel ist nichts anderes wie die heutige Schöpfung. Wir können also Langs Anschauung auch so ausdrücken, daß wir sagen: Aus der heutigen Schöpfung und

einigen wenigen Resten konstruieren wir hypothetisch die Abstammung derselben Schöpfung. Dass diese Konstruktion der geschichtlichen Wahrheit um so näher kommen wird, je tiefer wir in die Kenntnis der heutigen Organismen eindringen, darf wohl angenommen werden. Mehr aber können wir nicht erwarten. Sehen wir uns deshalb nach den Thatsachen um und betrachten wir kritisch die „ununterbrochene“ Ahnenreihe des Menschen.

„Der Mensch ist seiner ganzen Organisation und seinem Ursprunge nach ein echter Catarhinen-Affe und ist innerhalb der alten Welt aus einer unbekannten ausgestorbenen Catharinenform entstanden; so Haeckel (Anthropogenie S. 487). Lassen wir die endlosen Diskussionen über die Stellung des Menschen zu den Affen, über den Affen, neben den Affen für einen Augenblick beiseite, so ist kein Zweifel, dass der Mensch den altweltlichen Affen oder Catarhinen am nächsten steht, besonders durch seine Bezahlung. Aber mit dieser ganz allgemeinen Erkenntnis ist auch die Ahnenreihe, insofern sie auf wirklich beobachteten Erscheinungsformen beruht, vollständig fertig; es sei denn, dass man mit einigen französischen Forschern den im obern Miokän gefundenen Dryopithecus Fontanae, von dem nur ein Unterkiefer bekannt ist, als den ausgestorbenen Catharinenvater des Menschen betrachten will. Aber auch mit diesem ist die „ununterbrochene“ Ahnenreihe des Menschen ein für alle mal unterbrochen. Die Brücke, welche von diesem Menschenaffen zu den andern Affen und von diesen zu den Halbaffen (Prosimiern) führen soll, gleicht dem Regenbogen, auf dem Walküren und andere Fabelwesen zur Walhalla reiten, der aber durch Reflexion entstanden ist; man kann weder die lebenden Halbaffen mit den lebenden Affen, noch die fossilen Halbaffen mit den fossilen Affen in genetische Beziehung bringen. Hier liegt alles noch in nebelhafter Verschwommenheit — es gibt in den älteren Terziärschichten (Eokän) Formen, die so sehr zwischen den Huftieren und ausgesprochenen Halbaffen mitten innestehen, dass man nicht weiß, welcher von beiden Gruppen man sie zuteilen soll. Vielleicht weniger nebelhaft zeigen sich genetische

Beziehungen von wahrscheinlichen Beuteltieren aus der Jura-Zeit zu einigen Ordnungen der plazentalen Säugetiere, wie z. B. den Insektenfressern. Aber mit Ausnahme des nur durch einige Zähne bekannten und deshalb sehr zweifelhaften *Stereognathus* findet sich keine von den fossilen Beuteltieren zu den Huftieren oder den Halbaffen hinleitende Form. Noch weniger von den Beuteltieren zu den Schnabeltieren, von welchen sich stets mehr und mehr herausstellt, daß sie nicht eine alte Stammform, sondern vielmehr eine durchaus degenerierte Gruppe relativ sehr jungen Ursprunges darstellen, da Reste derselben nur in den diluvialen Ablagerungen Australiens und nirgend anders gefunden wurden. Für die rein aus der Luft gegriffene Annahme, daß die Reste, welche man in den Schichten der oberen Trias gefunden hat (*Dromatherium*, *Mirolestes*, *Triglyphus*, *Tritylodon*), bezahnten Schnabeltieren angehört haben mögen, fehlt aller und jeder thatsächliche Anhaltspunkt.

„Aber der Mensch ist doch ein Säugetier? Ohne Zweifel. Kann mir aber jemand, wenn auch nur mit annähernder Sicherheit, sagen, von welchen Formen diese bis jetzt als älteste bekannten triasischen Säugetiere und somit die Säugetiere überhaupt stammen? Wenn es irgend einem amerikanischen Krösus eingefallen sollte, einen Preis von einer Million Dollars auf die Lösung dieser Frage zu setzen, so glaube ich, die Million würde hinlänglich Zeit haben, sich zu verdoppeln und zu verzehnfachen, ehe sie gehoben würde. Wir können uns nicht einmal eine hypothetische Form von Säugetieren konstruieren, die man als absolute Stammform betrachten müßte; und zwar ist dies meiner Überzeugung nach schon deshalb unmöglich, weil es nie eine solche gegeben hat. Weder die vergleichende Anatomie noch die Ontogenie noch die Paläontologie liefern uns dafür genügende Anhaltspunkte. Die widersprechendsten Anschauungen stehen einander gegenüber: Der konstruiert ein hypothetisches Ur-Säugetier; jener glaubt die Säugetiere von den Amphibien ableiten zu müssen, ein dritter gar und zwar ganz neuerdings von den Reptilien (G. Baur). Und schliefslich hat der eine eben so viel Recht wie der andere. Mit nicht weniger Fug könnte

man sogar die Behauptung aufstellen und mit mancherlei Gründen stützen, dass die Säugetiere gar keine gemeinsame Wurzel besitzen, dass die einen von Amphibien, die andern von Reptilien, andere sogar direkt von wirbellosen Urahnen herzuleiten seien. Wo aber, so frage ich, ist in diesem Mischmasch die „ununterbrochene“ Gestaltenkette, die immer ein zusammenhängendes Ganze darstellt, zu finden? Und doch bildet diese Kette einen wesentlichen Grundpfeiler vom Dogma des biogenetischen Grundsatzes!

„Sehen wir uns den 2. Grundpfeiler an, der das dogmatische Gewölbe vom biogenetischen Grundgesetze stützt: ‚Die Ontogenie ist eine kurze Rekapitulation der Phylogenie. Es existiert immer ein vollkommener Parallelismus der beiden Entwickelungsreihen; die Reihenfolge der Entwickelungsformen ist dieselbe, nur mit dem Unterschiede, dass in der ontogenetischen Reihe vieles ausgefallen ist, was in der phänotypischen Reihe wirklich gelebt hat.‘

„Es ist schwer verständlich, wie man in einer Geschichte, die man vor seinen Augen ablaufen sieht, eine Rekapitulation einer andern Geschichte finden kann, die man nicht kennt. Wir wiesen soeben nach, wie wir von keiner Art die Stammesgeschichte kennen; und trotz dieser Unwissenheit sollen wir in der individuellen Entwickelungsgeschichte die abgekürzte Stammesgeschichte erkennen. Nehmen wir aber einmal an, die Stammesgeschichten seien uns ebenso bekannt, wie sie uns nicht bekannt sind; und sehen wir zu, wie die Thatsachen mit dem Dogma stimmen, dass die Formen-Reihen einander entsprechen in vollkommenem Parallelismus und dass früher wirklich gelebt hat, was jetzt nur vorübergehend oder gar nicht ausgebildet ist. Ich wiederhole, was ich in einem jetzt abgedruckten Vortrage bereits vor 2 Jahren aussprach. Ich sagte damals: Das Gesetz könnte vielleicht für die Organe, im einzelnen betrachtet, anwendbar sein, müsste aber auch viele Einschränkungen sich gefallen lassen. Nehmen wir ein Beispiel. ‚Der Embryo eines Säugetieres besitzt während eines seiner frühesten Entwickelungszustände eine Rückensaita (corda dorsalis) und Kiemen-Spalten, ähnlich

wie ein Fisch oder ein niedriges Amphibium. Folgt nun hieraus, daß das Säugetier einen Ahnen gehabt haben müsse, der auch im ganzen auf die gleiche Weise organisiert war wie der Embryo? Durchaus nicht. Ein so organisiertes Tier hätte nicht leben können. Zur Zeit, wo der Embryo eine Rückensaiten und Kiemenspalten zeigt, besitzt er weder einen Darm noch Bewegungsorgane, weder ein Gehirn noch Sinnesorgane, die irgendwie ihre Funktionen ausüben könnten: alle diese Organe sind nur erst Anlagen, die etwas werden sollen. Ich frage, wie ein so organisiertes Wesen seine Nahrung sich verschaffen, seine Umgebung erkennen, kurz, durch eigene Thätigkeit seine Existenz hätte fristen können? Nein; der Ahn, welcher eine Rückensaiten und Kiemenspalten besaß, mußte auch die übrigen Organe in funktionsfähigem Zustande besitzen, also in weit ausgebildeterem Zustande sein als der Embryo, der sie erst später entwickeln wird, wenn er zu freiem und selbständigerem Leben berufen wird.

„Der Gegensatz springt so sehr in die Augen, daß seine Wahrheit angenommen werden mußte. „Es ist in der That undenkbar“, sagt Lang, „daß z. B. der im Mutterleibe ernährte und in demselben eingeschlossene Embryo, so wie er in seinen aufeinander folgenden Entwickelungsstadien beschaffen ist, einst als selbständiges, erwachsenes und lebensfähiges Tier hat existieren können.“ Aber der Satz gilt nicht nur von Embryonen, die im mütterlichen Körper ernährt werden, sondern auch von solchen, die im Ei eingeschlossen sind, also von allen Metazoen ohne Ausnahme. Es ist ebenso wenig denkbar, daß ein Hühnchen als erwachsenes Tier in einem Zustande habe existieren können, wo es im Ei noch Kiemenspalten und Rückensaiten besaß; es ist ebenso wenig denkbar, daß ein Fisch habe leben können in einem seinen embryonalen früheren Zuständen entsprechenden Zustande, oder eine Spinne etc. Jede Art durchläuft bei ihrer Entwicklung in dem Ei eine Reihe von Stadien, die wir uns, weder der äußeren Gestaltung noch der inneren Organisation nach, lebend und fortpflanzungsfähig denken können. Unter allen Umständen wird die Fähigkeit des selbständigen Lebens, mag sie nun früher oder später eintreten, durch vorausgehende

Entwickelungsstadien bedingt, die wir uns schon deshalb nicht als lebend denken können, weil die Lebensfähigkeit erst durch die weitere Ausbildung dieser Stadien erworben wird.

„Damit fällt aber auch das ganze ‚biogenetische Grundgesetz‘, wie es formuliert und immer wieder in dogmatischer Weise, gleich der Katechismus-Moral, vorangestellt wird. Und wie dieses biogenetische Grundgesetz das Fundament und Lebens-element ist für den Häckelschen Darwinismus, so fällt auch dieser damit. Was bleibt denn am Ende noch überhaupt von diesem Dogma der Naturwissenschaft? Von einem Parallelismus der äusseren Formengestalten kann gar nicht die Rede sein . . . Derselbe ist stillschweigend, gemäß den Thatsachen, aufgegeben. Es gibt keinen Parallelismus zwischen den Formen der Embryonen und denen der Ahnen. Er ist aufgegeben mit der Erkenntnis, daß ‚man die Tierformen nicht ohne weiteres phylogenetisch auf ihre Jugendstadien oder Larvenformen zurückführen kann‘, er ist aufgegeben mit der Einsicht, daß wir in einer Menge von Fällen ‚gewifs die Vorfahren nicht als Entwickelungsstadien auftreten sehen‘; er fällt ganz zu Boden, wenn man Lang zustimmen muß, der da sagt: ‚Die Entwicklung kann verschiedene Wege einschlagen und doch zu demselben End-Stadium gelangen.‘ Ganz gewifs! Aber was wird dann aus dem Parallelismus der Formen-reihen? Unter verschiedenen Wegen der Entwicklung kann man doch nur dies verstehen, daß ein erwachsenes geschlechtsreifes Tier, das wir vor uns haben, verschiedene Formenreihen in seiner Entwicklung durchlaufen haben kann, wie das ja bei Würmern so häufig der Fall ist. Welche dieser Formenreihen, die in den erwachsenen Tieren zusammenlaufen, ist nun der Formenreihe der Ahnen parallel und welche nicht? Nach dem Dogma des biogenetischen Grundgesetzes müssen beide der Formenreihe der Ahnen parallel sein; und doch sind sie nicht unter sich parallel!

„Die Ahnenreihe also mit parallelen Formgestaltungen ver-düstet schon in nächster Nähe; aber das Grundgesetz bleibt. Auf welchen Thatsachen beruht es? Zu seiner Begründung be-darf es zweier Faktoren: der Kenntnis der lebenden Tiere durch

alle ihre Entwickelungsstufen hindurch bis zum ausgebildeten, fortpflanzungsfähigen Tiere und der Kenntnis der fossilen Tiere von ihrem ersten Erscheinen an bis zur heutigen Schöpfung. Die letztere Urkunde ist außerordentlich lückenhaft und wird stets lückenhaft bleiben ohne unsere Schuld; denn eine Unmasse von Tieren konnte uns in fossilem Zustande gar nicht überliefert werden. Aber wo Bruchstücke einer Urkunde überliefert sind, müssen diese wenigstens klappen. Wir gehen indessen nach dem ausgezeichneten Handbuche der Paläontologie von Zittel alle Klassen und Ordnungen durch, um Thatsachen zu finden, welche zu dem Schlusse berechtigen, daß die Embryonen höherer Tiere, wenn auch in abgekürzter Weise, die Entwickelungsstadien der Stammformen durchlaufen — und wir finden keine einzige sichere Thatsache, welche geeignet wäre, das „biogenetische Grundgesetz“ zu stützen. Wir sind am Ende zur Begründung dieses Dogma immer wieder auf ein unbekanntes, supponiertes Etwas verwiesen, nicht aber auf eine Realität. Das Dogma beruht auf Unterstellungen, nicht aber auf beobachteten Thatsachen.“ So weit Vogt über dieses neue Dogma.

Wir könnten noch andere „Dogmen“ aus der Naturwissenschaft, nach den anerkanntesten Autoritäten, anführen, wie das von der „kinetischen Gastheorie“, von den „Äthersphären der Moleküle“, von der „Bewegung des Lichtes“. Es genüge nur auf eines noch hinzuweisen, das so ziemlich an der Spitze von allen steht, wir meinen das vom „Äther“. Ein wahrer Deus ex machina: eine Ausdehnung, die unausgedehnt ist, eine Schwere ohne Gewicht, ein Überall und Nirgends, ein Unermessliches, was jeden Augenblick allseitig begrenzt erscheint. Weiß man nicht, wie das Licht vom entferntesten Sterne, oder auch nur von der Sonne bis zu unserm Auge getragen wird, so springt gleich der Äther ein und löst das Rätsel. Ist man außer stande, zu erklären, wie die Massen drücken oder sich an- und abziehen, so ruft man den Äther an und alles ist klar. Der Äther ist Wärmestoff, aber man darf dabei nicht an das Gefühl der Wärme denken, sagt Kant. Er erfüllt die ganze Welt und ist doch in Bewegung, nach demselben, setzt also einen Ort

voraus, wo er noch nicht ist, denn wie soll sich etwas dorthin bewegen, wo es ist. Er durchdringt alle Körper und umgibt sie, „seine Bewegungen sind gleichmäßig in der ganzen Welt“ und verursachen trotzdem alle bewegenden Kräfte mit ihren Verschiedenheiten in der Bewegung, er nimmt diese Bewegungen überall in sich zurück: unwägbar, ist er der innere Grund der Schwerkraft. Er verursacht das Sehen im Auge, das Hören im Ohr, das Fühlen in der Hand, das Verstehen in der Vernunft, den Gefühlsakt in der Leidenschaft. Man nehme einmal dieses Wunderkind der Natur, den Äther, aus der modernen Naturwissenschaft heraus und sie sinkt hilflos in sich selber zusammen. Wer hat diesen Äther gesehen? Niemand. Wer hat ihn bewiesen? Noch niemand hat daran gedacht. Hat er wenigstens den Wert einer wissenschaftlichen Hypothese? Unmöglich, man kann ihn ja nicht einmal wissenschaftlich definieren, so dass er, je nachdem, die verschiedensten, einander entgegengesetzten Funktionen ausüben kann, zu denen man seiner bedarf. Warum wirft man ihn dann nicht beiseite? „Diese Dogmen der Naturwissenschaft“, antwortet Vogt (l. c.), „sind so bequem. Man braucht nicht weiter nachzudenken oder nachzuforschen. Man hüpfst mit der Springstange des Dogmas leicht über alle Schwierigkeiten hinweg und ignoriert sie einfach.“ Würde die Kirche solche Dogmen lehren, wie die moderne Naturwissenschaft, man würde mit Recht über „Geistesknechtschaft“, „Schranken des Denkens“, „unwürdige Voraussetzungen“ schreien.

Oder steht es mit den rein philosophischen Systemen der modernen Wissenschaft besser? Da häufen sich die „Dogmen“, d. h. die unbewiesenen Grundgesetze, die gar nie bewiesen werden können, weil Unbeweisbarkeit ihr einziger Inhalt ist, im selben Grade wie philosophisch angelegte Köpfe existieren, die mit einem selbst erfundenen Systeme sich der Welt vorstellen, und als man sich beim Denken in eine Sackgasse verrennt, wo man nicht herauskann. Vom Cogito, ergo sum des Cartesius bis zum „Unbewussten“ Hartmanns sind die Grundideen der modernen Systeme schliesslich nichts anderes wie die Besiegelung der Undenkbarkeit des ganzen betreffenden Systems.

Wenn Kant vom „Ding an sich“ sagt, daß es notwendig in sich unbekannt sei, trotzdem aber in allem das objektive Wesen oder den hinreichenden Grund des Seins bilde, so spricht er dasselbe aus wie Hartmann, der den tragenden Grund des Seins einfach als das Unbewußte, also als das nicht Erkennbare kennzeichnet, oder wie Fichte, der das allgemeine Ich für das durch und durch Unbestimmte, allem Gemeinsame und somit, da etwas in dem Grade den Gegenstand der Erkenntnis bildet, in welchem ihm Bestimmtheit innewohnt, für das schlechthin oder durch und durch Unerkennbare nimmt. Diese „Dogmen“ schließen notwendig das Thor der Erkenntnis und machen somit, soweit es auf sie ankommt, das vernünftige Erkennen selber unmöglich. Wir enthalten uns für jetzt weiteren Eingehens auf einzelnes, es wird dazu später Gelegenheit geboten werden. Es kam uns beim Vorstehenden nur darauf an, gewissermaßen unser Programm für die nachfolgenden Artikel durch Thatsachen, die auch auf der Gegenseite anerkannt werden, zu begründen.

Die menschliche Vernunft ist nicht souverän, Anfang und Ende alles wissenschaftlichen Erkennens. Wer das behauptet, wird unwillkürlich ein Zeuge für das Gegenteil. Wer tritt in höherem Grade für die absolute Selbstherrschaft der menschlichen Vernunft ein wie die moderne Wissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen! Und zu keiner Zeit hat die Wissenschaft in höherem Grade auf „leere Unterstellungen“, wie Vogt es nennt, oder auf unbewiesene Voraussetzungen sich gestützt als in der modernen Zeit. Da wuchern förmlich die „Glaubensartikel“, welche mit seinem Systeme der einzelne Gelehrte seinen Jüngern auflegt. Die nächste Folge für das sociale Leben liegt auf der Hand. Nie hat man in so hohem Grade die Freiheit der Willkür, d. h. die schrankenlose Freiheit des Einzelnen, ohne Rücksicht auf das alle Menschen umschlingende Band der menschlichen Natur, mit Worten verkündet; und nie haben mechanisch nachgeplapperte Schlagwörter, der Wille der Parteiführer, die Berufung auf unverständene sog. Wissenschaft eine so umfassende Heeresfolge beansprucht, wie dies heutzutage der Fall ist. Und zwar steht die Forderung blinden Gehorsams in einer beliebigen der heutigen Parteien und die Unduld-

- samkeit gegen den Widerspruch im graden Verhältnisse zum Gegen-satze zu der organisch, d. h. der Natur nach geordneten und ge-gliederten staatlichen Gesellschaft. Die Praxis widerspricht der Theorie, das Wort dem Sinne, der gesunden Vernunft die Hand-lungsweise. In der modernen Naturwissenschaft bilden nicht „exakt“ erkannte und durchforschte Thatsachen die Grundlage, sondern ein „unbekanntes Etwas“, eine leere Voraussetzung. Die moderne Philosophie hat zur Grundlage ein in sich unerken-nbares Etwas. Das moderne sociale Leben verfolgt Phantome und macht sie zu ersten Beweggründen des socialen Handelns, ohne daß man auch nur daran denkt, ihre Möglichkeit zu unter-suchen; es gruppiert sich um Führer, die sich mit dem Geheimnis umgeben, d. h. Glauben fordern und keine Gründe mitteilen.

Jeder Wahrheit steht eine Karikatur gegenüber, die aber am Ende bestimmt ist, das Licht der Wahrheit zu vermehren. Die Wahrheit ist in unserm Falle die, daß in der That die menschliche Vernunft erst dann sich als recht lebendig und fruchtbar im Be-reiche der Erkenntnis und des Handelns bewährt, wenn sie sich vergegenwärtigt, daß sie nicht der erste Anfang und der letzte Abschluß alles theoretischen Erkennens und aller Leitung im Handeln ist. Sie muß vielmehr auf jene Sätze als Normen ihrer Forschung blicken, welche von einer höheren Vernunft kommen. Diese ist das Erkennen selber, über sie hinaus kann nichts Erkennbares bestehen. Sie bringt sonach, weil durch und durch Erkenntnis, der menschlichen Vernunft nur Vollendung, kann nie ihr Schranken entgegenstellen, ebensowenig wie das Licht Schranken herstellt für die Helle der Luft. Weil zudem diese Vernunft nicht nur hie und da erkennt, sondern die Erkenntnis selber ist und somit das Erkennen als reinstes, für sich bestehendes Sein dasteht, so können auch die von ihr herabstrahlenden Wahrheiten zu nichts anderem führen wie zu vernünftigem d. h. der Vollendung der Natur entsprechendem Handeln. Die übernatürlich geoffenbarten Dogmen sind dem-nach daran zu erkennen, daß sie zur geistigen Forschungsarbeit anregen und Principien des Denkens sind, denn sie kommen

von der Fülle des geistigen Lichtes. Die Dogmen der menschlichen Einbildungskraft dagegen schliessen das Denken ab, sie machen träge für die Geistesarbeit und sonach wird grade bei ihnen am meisten verlangt, man solle in verba magistri schwören. Von diesen letzteren gilt der Ausspruch: „Im Anfange diktirte Gott, der Schöpfer, die Gesetze; später that dies die Natur; jetzt besorgen das die Herren Gelehrten selber und zwar in ausge dehntestem Mafse.“ Vom katholischen Dogma aber gilt das Wort des Herrn: „Wer mir folgt, der wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Der Zweck der folgenden Artikel besteht darin, dass gezeigt werden soll, wie die Grundprincipien des hl. Thomas die Natur nach allen Seiten hin öffnen für die schlieslische Vollendung. Sie verbinden die menschliche Vernunft mit der All-Vernunft und dem von ihr Geoffenbarten dadurch, dass vorgestellt wird, in wie vielfacher Weise die Natur leer ist und für die Füllung von oben her bereit, wenn sie auch diese letztere mangels an Kraft nicht fordern kann. Diese Grundsätze des hl. Thomas oder vielmehr der alten Wissenschaft, zu deren Vertretern die größten Geister im Bereiche des menschlichen Forschens zählen, lassen niemals die Vernunft beiseite. Wenn sie vielmehr den Grund wissenschaftlich darthun, warum die menschliche Vernunft für jetzt, in ihrem gegenwärtigen Zustande, eine Wahrheit nicht beweisen kann, trotzdem sie dieselbe anerkennt, so weisen sie zugleich auch darauf hin, dass diese selbe Wahrheit von einer wesentlich höheren Vernunft mit ihrem Grunde geschaut wird, also durchaus vernünftig ist. Gemäss diesen Grundsätzen allein kann die menschliche Natur allseitig vollendet und der sociale Körper der Menschheit geheilt werden; denn sie sind auf das innigste verknüpft mit der unendlichen Heilkraft.

